



| **Axel Ockenfels** | Der 38-jährige Kölner Universitätsprofessor hat sich auf die relativ junge lebensnahe Fachdisziplin Experimentelle Wirtschaftsforschung spezialisiert - und ist hierzulande der Shootingstar am eher dunklen Ökonomenhimmel. Im Capital-Gespräch sagt er, wie die Menschen in der Wirtschaftswelt wirklich ticken und wie wachsende Ungleichheit Deutschland gefährdet, warum die Stromkonzerne eine weiße Weste haben und warum der Emissionshandel falsch gepolt ist. Ockenfels wird mit Auszeichnungen überhäuft. Als bisher einziger Ökonom hat er den Leibniz-Preis erhalten, eine Art deutscher Nobelpreis.

„Der Homo oeconomicus ist eher der geborene Verlierer“

Interview: Tobias Aigner, Rainer Hübner, Volker Votsmeier *Fotos:* David Klammer

Herr Ockenfels, Deutschland erlebt eine wirtschaftliche Wiedergeburt. Wer steht an der Wiege? Unternehmer? Gewerkschaften? Politiker?

Ockenfels: Ja, es gibt diesen phänomenalen Aufschwung. Doch was ich dazu sagen könnte, wäre Spekulation. Und spekulative Aussagen lasse ich lieber, weil es davon viel zu viele gibt.

So viel Zurückhaltung? Die Ökonomen stecken doch sonst mit Vorliebe ihre Nase in alle möglichen Themen, ob sie davon Ahnung haben oder nicht.

Ockenfels: Ob diese Kritik teilweise berechtigt ist, darüber will ich nicht streiten. Ich jedenfalls beschäftige mich gerne mit Dingen, die ich im Griff habe. Auf Stammtischniveau kann

man über Vieles ewig lange reden. Aber das wissenschaftlich seriös zu machen, dazu bedarf es eben doch mehr. Es gibt andere, die Ihre Frage sehr kompetent beantworten können.

Schöne Experten. Niemand hatte die durchgreifende Wende auf der Rechnung. Noch vor einem Jahr schien das Land zum Untergang verdammt.

Ockenfels: Ich wundere mich auch manchmal, wie schwer es fällt, gesamtwirtschaftliche Entwicklungen vorherzusagen. Prognosen ähneln häufig reiner Spekulation. Beispielsweise gingen sämtliche Ölpreisvorhersagen in den vergangenen 100 Jahren daneben. Den Trend der Volkswirtschaft zu ermitteln wird wegen der Globalisierung zunehmend schwieriger. >



*„Ungleichheit reduziert tendenziell die Kooperationsbereitschaft aller Einkommensgruppen. Das heißt: Ungleichheit kann eine **Gesellschaft destabilisieren**. Da sehe ich auch auf Deutschland ein Problem zukommen.“*

Außerdem kann kaum jemand die Gesetzesänderungen im Wirtschafts-, Steuer- und Sozialbereich im Hinblick auf das Ausmaß und den Zeitpunkt der Wirkungen kalkulieren, und davon gab es zuletzt sehr viele.

Es könnte eine weitere systematische Ursache für Fehlprognosen geben. Die Modelle, mit denen die Experten die Welt abbilden und prognostizieren, unterstellen den Homo oeconomicus, also den ewig rational handelnden Menschen. Trifft diese Grundannahme der klassischen Wirtschaftswissenschaft wirklich dessen Natur?

Ockenfels: Der Homo-oeconomicus-Ansatz gibt uns eine gemeinsame Sprache, die die Gedanken und Argumente strukturiert. Und aus philosophischer Sicht liefert dieses Konstrukt wichtige Erkenntnisse, wie sich der rationale Mensch verhalten würde. Aber so hilfreich es in vielen Situationen ist, so häufig

ist es auch dramatisch falsch. Daher interessiert experimentelle Ökonomen wie mich der Mensch, wie er sich tatsächlich verhält und warum so, welche Implikationen das hat und wie sich das in eine wohlfahrtssteigernde Richtung lenken lässt.

Das heißt, der Homo sapiens agiert eher irrational.

Ockenfels: Diesen Begriff vermeide ich. Der moderne Mensch folgt vielmehr seiner eigenen Rationalität. Er ist keineswegs chaotisch, sondern reagiert systematisch auf Anreize. Anders als bei der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung sind wir mittlerweile in der Lage, recht gut zu prognostizieren, wie sich Menschen in Märkten und Organisationen verhalten. Deshalb können wir Unternehmen helfen, etwa optimale B2B-Auktionen und innerbetriebliche Anreizsysteme zu designen oder Regeln auf Energie- und Telekommunikationsmärkten zu verbessern.

Wer ist erfolgreicher, der reale oder der rationale Mensch?

Ockenfels: Der ständig Kosten und Nutzen abwägende Typ schneidet oft nicht gut ab, sei es im wirklichen Leben, sei es in der künstlichen Laborsituation. Zum Beispiel unterschätzt er die Fairness der anderen und wird dann bestraft, wenn er sich unfair verhält. Oder er überschätzt die Rationalität der anderen. Deswegen sind ihm etwa bei der Geldanlage zuweilen Psychologen überlegen, wie ein großes Experiment eines Heidelberger Kollegen in Internetbörsen soeben gezeigt hat.

Also ist der Homo oeconomicus nicht der Gewinnertyp?

Ockenfels: Eher noch der geborene Verlierer. Man darf ja auch die soziale Komponente nicht aus den Augen verlieren. Wer möchte denn, dass seine Tochter mit einem in allen Lebenslagen Kosten und Nutzen abwägenden Mann verheiratet ist? Fairness und Kooperation sind auch evolutionär stabil, wie unsere Studien zeigen. Dem Homo oeconomicus gehören weder die Gegenwart noch die Zukunft.

Können die Ergebnisse aus der Laborforschung bei der Lösung der großen gesellschaftlichen Probleme helfen?

Ockenfels: Den Sprung zwischen moderner Wissenschaft und Anwendung haben wir im Bereich des Designs von Märkten und anderen Anreizsystemen in den letzten Jahren geschafft. Davon profitieren die Wirtschaft, die Politik und die Menschen. Doch es bleibt noch viel zu tun. Ich habe gerade mit Reinhard Selten ...

... Deutschlands bisher einzigem Ökonomie-Nobelpreisträger und Ihrem wissenschaftlichen Lehrer ...

Ockenfels: ... ein Zehn-Jahres-Projekt begonnen. Und wir hoffen, dass wir damit dem Ziel ein paar große Schritte näher kommen, alternative Tools zum Homo-oeconomicus-Modell zu entwickeln, um das Verhalten besser in den Griff zu bekommen. Das auch Dinge wie Reziprozität vernünftig einschließt, die nicht nur in Laborexperimenten, sondern auch in realen Organisationen eine zentrale Rolle spielen.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich denn aus der hohen Wertschätzung der Leute für Fairness ziehen?

Was bedeutet vor diesem Hintergrund das Auseinanderdriften von hohen und niedrigen Einkommen?

Ockenfels: Da sehe ich auch auf Deutschland ein großes Problem zukommen. Unsere Forschungsergebnisse zeigen zum Beispiel, dass Menschen am unteren Ende der Einkom- >



„Die Glücksforschung offenbart, dass Wachstum nicht notwendigerweise zu mehr Zufriedenheit führt. Angenommen, Sie leben in einer Welt, in der alle 100000 Euro verdienen. Und Sie können sich jetzt entscheiden, in eine andere Welt zu gehen, in der Sie 120000 Euro verdienen, aber alle anderen 140000 Euro, Welche würden Sie bevorzugen? Empirische Untersuchungen haben gezeigt, dass sich die meisten Befragten für die 100000 Euro entscheiden.“

mensskala mehr Risiken einzugehen bereit sind. Ungleichheit reduziert tendenziell auch die Kooperationsbereitschaft aller Einkommensgruppen. Das heißt: Ungleichheit kann eine Gesellschaft destabilisieren.

Solche Töne sind ja sonst vorwiegend von den alten Berufslinken Ihres Fachs zu hören.

Ockenfels: Die Zeit der Berufslinken oder Berufsrechten ist vermutlich bald vorbei. Viele junge Ökonomen halten sich lieber an empirisch fundierte Fakten. Und diese zeigen, dass es natürlich wichtig ist zu wissen, wie ein möglichst großer Kuchen gebacken wird. Doch die Frage nach der Verteilung kann in der Regel nicht getrennt davon betrachtet werden. Dies weiß jeder, der schon mal Laborexperimente gemacht hat, die Politik beraten hat oder auch nur mit offenen Augen durch die Wirtschaftswelt geht.

Was ist also zu tun?

Ockenfels: Die Glücksforschung offenbart, dass Wirtschaftswachstum nicht notwendigerweise zu mehr Zufriedenheit führt. Angenommen, Sie leben in einer Welt, in der alle 100000 Euro verdienen. Und Sie können sich jetzt entscheiden, in eine andere Welt zu gehen, in der sie 120 000 Euro verdienen, aber alle anderen 140 000 Euro. Welche würden Sie bevorzugen? Empirische Untersuchungen haben gezeigt, dass sich die meisten Befragten für die 100 000 Euro entscheiden, obwohl sie woanders mehr verdienen können. Ab einem gewissen Einkommen spielt der relative Status eine zentrale Rolle. Dies gilt nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene, sondern das lässt sich zum Beispiel auch in Unternehmen beobachten.

Wovon hängt das Glücksempfinden ab?

Ockenfels: Da spielen viele Dinge eine Rolle - eben nicht nur Geld und relative Einkommen, sondern auch Vertrauen, Kooperation und persönliche Netzwerke. Wir Ökonomen müssen lernen, dass es auch zu unserem Metier gehört, wie man die Leute glücklich macht. Damit es der Gesellschaft gut geht.

Was fair ist, steht ja nun nicht unverrückbar fest. Das zeigt allein der Blick auf die angelsächsischen Länder, wo anders als hierzulande vor allem Chancengleichheit zählt.

Was fördert oder behindert denn bei uns Fairness?

Ockenfels: Unsere Forschungen legen nahe, dass dabei das Verhalten des Staates eine wichtige Rolle spielt. Je mehr er eingreift und überwacht, desto größer ist die Gefahr, dass er langfristig intrinsische Motivation zu Fairness und Vertrauen verdrängt. Ein Beispiel: Ein Bürger füllt seine Steuererklärung seit Jahren vernünftig und ehrlich aus. Nun gibt es einige schwarze Schafe. Das veranlasst den Gesetzgeber, stärker zu reglementieren, mehr zu kontrollieren und härter zu bestrafen. Folge: Auch der eigentlich ehrliche Bürger schaut mehr auf die Schlupflöcher. Er handelt immer weniger aus intrinsischen, sondern aus extrinsischen Gründen.

Wenn der Staat also anfangen muss zu reglementieren, dann hat er schon verloren?

Ockenfels: Ich glaube, dass wir genau dies im Moment beobachten können. Die Kunst besteht darin, eine Balance zu finden zwischen moralischem, vertrauensvollem Verhalten und

der Bestrafung von Steuersündern. Unternehmen stehen vor einer vergleichbar schwierigen Aufgabe: Sie benötigen ein Anreizsystem für ihre Mitarbeiter, das gleichermaßen für internen Wettbewerb und Kooperation sorgt.

Wenn eine Firma also einseitig Leistung honoriert...

Ockenfels: ... dann gefährdet sie die Arbeit am gemeinsamen Ziel. Ein Übermaß an Kooperation würde vielleicht Leute ermuntern, das System durch Trittbrettfahren auszubeuten. Wir helfen derzeit einem der größten Unternehmen Europas bei der Entwicklung einer Lösung. Ein anderes Beispiel ist die Entwicklung eines verbesserten Reputationssystems für Ebay, das weltweit für mehr Vertrauen und Kooperation sorgen soll.

Zu Ihren Spezialbereichen gehört der Energiemarkt. Warum ist Strom so teuer? Funktioniert der Markt nicht?

Ockenfels: Halt, die Ihren Fragen zugrunde liegende Diagnose stimmt so nicht. In Deutschland liegen die Strompreise im Großhandel in Europa im unteren Mittelfeld, wie ein Vergleich der EU-Kommission von Anfang des Jahres zeigt. Es gibt meines Wissens keine überzeugende Evidenz, dass der Wettbewerb im deutschen Stromgroßhandel nicht funktionieren würde. Die Endkundenpreise dagegen sind in der Tat relativ hoch. Aber die werden maßgeblich bestimmt von den Steuern ...

... die per se nichts mit Markt zu tun haben ...

Ockenfels: ... und den Netzentgelten, die auch außerhalb der Konkurrenz laufen. In diesem Bereich war die Regulierung lange zu schwach. Die Mühe, das auseinanderzuhalten, macht sich kaum ein Politiker und auch nicht alle Journalisten.

Fakt ist: Energieversorger wie Eon und RWE fahren Rekordprofite ein.

Ockenfels: Keine Frage. Gewinne sind allerdings ein schlechter Indikator für Marktmacht. Ein Grund für die hohen Gewinne ist die Emissionshandelspolitik.

Erläutern Sie mal bitte die komplexen Zusammenhänge.

Ockenfels: Der Staat schenkt den Unternehmen Zertifikate für die CO₂-Emission, die bei Verkauf im Emissionshandel viele Milliarden Euro wert wären.

Ab 2008 sollen sie versteigert werden.

Ockenfels: Aber nur ein kleiner Teil. Verbraucht man die Zertifikate jedoch bei der Stromerzeugung, kostet dies Geld, was sich in höheren Strompreisen äußert. Die Einpreisung der zugewiesenen Zertifikate ist ein unter Ökonomen völlig unstrittiger Vorgang, der auch bei perfektem Wettbewerb zu hohen Gewinnssprüngen führen muss. Bis heute sehen aber einige verantwortliche Politiker und Entscheidungsträger die Einpreisung als Beleg für Marktmacht.

Könnten die Firmen nicht darauf freiwillig verzichten?

Ockenfels: Dies ist eine naive Vorstellung. Erstens würde dies bedeuten, dass die Unternehmen zum Schaden ihrer Eigentümer kosteneffizient produzieren. Zweitens ist die Einpreisung ja kein Unfall, sondern der zentrale Mechanismus des Emissionshandels. Würden die Unternehmen die Zertifikatskosten bei der Preiskalkulation nicht berücksichtigen, gäbe es keinen Umwelteffekt. Schließlich wird der Preis nicht von Erzeugern gemacht, sondern er ergibt sich an der Strom- >



„Aus meiner Sicht ist der Emissionshandel ein mittleres Desaster. Wie er implementiert worden ist und nach welchen Regeln er abläuft, kann er nicht effizient Klimaschutz betreiben.“

börse. Und der Wettbewerb an der Strombörse funktioniert, nach allem was ich weiß, sehr gut. Auch wenn immer wieder versucht wird, den Konzernen auch aus politischer Richtung ans Zeug zu flicken.

Wie trickst die Politik denn?

Ockenfels: Nur ein Beispiel. In einer neuen Studie aus Brüssel sowie in vielen anderen Gutachten wird in der Regel angenommen, dass Deutschland der relevante Markt für die Stromversorger sei. Dadurch werden hohe Konzentrationsmaße erzeugt. Was aber wenig Sinn macht. Steigt der Preis bei uns, bringt Frankreich seinen Strom herein. Der Außenhandel diszipliniert die Großen und schränkt ihre Marktmacht ein. Strommarktspezifische Konzentrationsmaße, die den internationalen Stromaustausch ökonomisch sachgerecht berücksichtigen, können daher keine Probleme feststellen.

Was führt die Politik mit ihrer Kampagne im Schilde?

Ockenfels: Der Strommarkt ist komplex; er funktioniert anders als ein Markt für Äpfel. Die Intuition versagt zuweilen, wie zum Beispiel die Einpreise-Debatte gezeigt hat. Es ist aber sicherlich auch so, dass die Politiker es nicht einfach hätten, wenn sie sagen würden, der Markt läuft gut, wir haben aber beim Emissionshandel oder in der Regulierung eine Menge falsch gemacht. Aus meiner Sicht ist der Emissionshandel ein mittleres Desaster. Wie er implementiert worden ist und nach welchen Regeln er abläuft, kann er nicht effizient Klimaschutz betreiben.

Warum nicht?

Ockenfels: Abstrus ist zum Beispiel, dass durch die Emissionshandelspolitik Anreize erzeugt worden sind, in Kohlekraftwerke zu investieren. Ein weiteres, teils hausgemachtes Problem ist die hohe Volatilität der Zertifikatspreise. Im Moment liegen sie nahe null Euro, waren aber vor wenigen Monaten schon mal bei 30 Euro, und auf den Terminmärkten notieren sie für 2008 bei über 20 Euro.

Liegt der Grund nicht auf der Hand? Die deutsche Strombörse funktioniert nicht.

Ockenfels: Unsinn. Dass die Preise nun so niedrig sind und 2008 so stark steigen, hat vor allen Dingen mit dem sogenannten Banking-Verbot zu tun. Nach dieser Regel dürfen Sie ein heute erworbenes Zertifikat nur noch in diesem Jahr einsetzen, aber nicht 2008. Direkte Folge sind Anreize für spekulatives Verhalten und eine unglaubliche Ineffizienz, die sich in erratischen Preisbewegungen und Preissprüngen widerspiegelt. Das Problem ist nicht Marktversagen, sondern Marktdesignversagen.

Sollte die Politik denn am Emissionshandel festhalten?

Ockenfels: Mit einer Klimaschutzsteuer führen wir vermutlich besser. Der Emissionshandel bewirkt einen Zertifikatspreis, der zwar auch exakt wie eine Steuer funktioniert. Doch die Steuer würde uns die kostspielige Preisvolatilität ersparen.

Einige Experten sehen weitere Vorteile einer CO₂-Steuer.

Ockenfels: Sie böte den großen Charme, dass es wohl einfacher wäre, mehr Staaten zu überzeugen, beim Klimaschutz mitzumachen. Die künstlichen Mengenbeschränkungen bezogen auf ein künstliches Referenzjahr, für das es keine naturwissenschaftliche oder ökonomische Begründung gibt, benachteiligen Länder, die schnell wachsen, weil sie stärker Emissionen reduzieren müssen. Bei einer Steuerlösung könnte man solche Verhandlungs- und Fairnessprobleme loswerden. Und ohne eine Lösung der internationalen Verhandlungsprobleme wird es auch keinen wirksamen Klimaschutz geben.

Wie stehen die Erfolgsaussichten für den Neuanfang?

Ockenfels: Da bin ich eher pessimistisch. Der Emissionshandel ist ein politisches Prestigeprojekt der EU. Unter diesen Umständen müssen wir eben dafür sorgen, dass wir durch Verbesserungen am Design den Emissionshandel funktionsfähiger machen. Das kann durchaus mit clever ausgestalteten Zertifikatsauktionen gelingen. Man kann in der politischen Realität nicht Systeme über den Haufen werfen, sondern muss dort anfangen, wo man gerade steht. Auch dies unterscheidet den Homo sapiens vom Homo oeconomicus. □